Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Wie Anno 1537 der Teufel zu Donauwörth einen Knecht geholt.

Von Staatsarchivrat Dr. Fridolin Solleder (München).

Eine Teufelsgeschichte, eine dumm-toll-dreiste Teufelsgeschichte voll mittelalterlichen Aberglaubens mit gruslichem Spuk und doch lustigem Ausgang schien mir der Titel zu verraten, als ich unter den Beständen des bayerischen Hauptstaatsarchivs bei einer dienstlichen Nachforschung auf den Aktenfaszikel stieß. (Akt über einen zu Donauwörth vom Teufel geholten Dienstknecht aus der Grafschaft. 1537.) Begierig griff ich darnach, einmal aktenmäßig verbürgt lesen zu können, wie einen der Teufel holt. Hatte ich doch bisher meine Wissenschaft in solchen Dingen nur aus Fastnachtsschwänken, Rollwagenbüchlein und Eulenschelmenbüchern geschöpft.

Der Hergang ist denkbar einfach. Ein „armer Teufel" mußte sein Leben lassen. Weniger harte Gesellen wie ich empfänden ihn traurig, wenn nicht aus jeder Zeile der Schelm lachte, lachte und sich übermütig freute über die „dummen Teufel", die an das Teufelholen glaubten, die vielen „dummen Teufel", vom Hausknecht, Sautreiber, Herbergswirt angefangen bis zum Landrichter von Haag, Rat von Donauwörth, ja noch viel, viel höher hinauf.

Er hieß Georg Härtl und diente bei Sebastian Rainer zu Hof in der Grafschaft Haag, dem er die Schweine ins Land trieb. Er war ein frummer Gesell, ein gar gottesfürchtiger Mann, der fleißig in die Kirche ging, von dem man zeitlebens keinen Fluch gehört. Was sonst doch geradezu seines rauhen Gewerbes sprichwörtlich Zunftzeichen ist. So trabte er landauf, landab wohlgemut hinter seinen Säuen einher. Und kam von ungefähr gen Donauwörth in die alte Reichsstadt.

Er war die letzte Fahrt etwas wunderlich gewesen, der Jörg. Vier Tage lang schon ließ er den Kopf hängen, schritt sinnerig und tiefsinnig fürbaß, als fühlte er sein Ende nahen. Bei nächtlicher Weile redete er irr und wirr, schlug im Schlafe mit Arm und Bein, als habe er Anfechtungen. Und als ihn seine Mitgesellen etliche Male darum angesprochen, damit Rat gesucht und Hilfe geschafft werde, da hatte er nur einsilbig vermeldet: „Sein Anliegen sei von der bösen Welt. Es hab's ihm ein Weib angetan." Weiters aber auf ihr Drängen die Ursach nicht entdecken noch das Weib nennen wollen.

Und als er dann schier gar wunderlich worden, weder seinen Beutel Geld noch seines Herrn volles Säckel am Leibe dulden wollen, sondern jederzeit nach Bezahlung von Zech und Zehrung sie den andern Gesellen anvertraut, sonderlich auch den Hansen von Loch gebeten, wenn er nicht mehr anheim komme, sein Teil Geld seiner lieben Schwägerin auszuhändigen, da hätten sie fast selbst geglaubt, er sei verhext, von einem bösen oder schönen Weibe. Doch sie kannten ihn zu lange und zu gut. Drum redeten sie: „Ob Gott will, wirst selber heimkommen." Worauf er nur immer zurückgab: „Weiß nit, wie es geh'n wird." Und in die alte Schwermut verfiel.

Zu Donauwörth hielten die Gesellen in Mairschaffers Herberg beim Endres Bettmesser, einem ehrbaren Bürger, Gastgeb und Leutschenk, Einkehr.

Wolf Steingruber aus der Schwinda der beim Härtl lag dieselbe Nacht, hatte mit ihm um einen Doktor umgefragt. Aber keinen bekommen können. Ein kräftiger Imbiß und guter Trunk waren allewei' noch der beste Hausarzt, man sagt, selbst gegen schöne Frauen, Liebeskummer und ähnliches Blendwerk der Hölle. So aßen sie denn tüchtig zu Nacht, tranken drei Maßkannen guten Weins zum Schlaftrunk, wie er den verhexten Kopf gesunden lassen muß, wurden gesprächig und guter Dinge und redeten zum Wirt und zur Frau Wirtin von des Jörgen sonderbarem Anliegen. Bei guter Zeit, um acht Uhr abends, gingen sie als rechte Christenmenschen nicht gerade nüchtern, mit solider Bettschwere und sinkender Sonne schlafen und legten sich, wie's damals üblich war in deutschen Herbergen, zusammen in ein Bett.

Das gute Gewissen und drei Kannen Wein waren des Wolfs sanftes Ruhekissen. Er schlief. Hatte vorher niemand in der Kammer verborgen gesehen. Er schlief. Hörte kein Getümmel.

Da riß dem Jörgen plötzlich ein unbestimmtes Etwas die Fackel aus der Hand. Setzte ihn heftig aufs Fenster, das in der Mitte eine eiserne Stange hatte, und riß ihn augenblicklich zum Fenster hinaus.

Der Wolf fuhr vom Bett auf, sprang hinzu, ihn vielleicht noch bei den Füßen zu erwischen. Konnt ihn aber nicht mehr greifen. Sah zum Fenster auch nach ihm. Und rief mit lauter Stimme den heiligen Namen „Jesus"!

Da warf's den Jörgen in den Röhrbrunnen, der vorm Wirtshaus auf dem Stadtplatz stand, daß mit einem großen Platsch das Wasser über ihm zusammenschlug.

Der Wolf herunter aus der Kammer! Weckt den Hausknecht, den Wirt, sein Gesinde. Und hinaus zum Brunnen! Zieht den Jörg über Wasser und läßt ihn, als er gesehen, daß er tot und ihm das Haar in der Mitte des Kopfes ausgerauft, wieder sinken. Gegen Tag schlagen sie ihn in ein Faß, rollen ihn zur Donau und werfen ihn ins Wasser.

So hat der Wolf Steingruber dem Landrichter zum Haag, Hieronymus Schned, der ihn hatte vor sich fordern lassen, die „erschröckliche Geschichte" erzählt. Und dieser zeigte unterm 24. Mai 1567 unverweilt seinem Fürsten und Herrn Herzog Albrecht von Bayern, berichtlich an, „wie neulicher Zeit meiner Gerichtsverwaltung Knecht Jörg Härtl vom bösen Geist zu Donauwörth in der Stadt, bei einem Wirt, durchs Kammerfenster ausgerissen worden".

Herzog Albrecht schrieb am 9. Juni 1567 aus München an die von Donauwörth mit dem gnädigen Begehr, sie sollten beim Wirt, bei dem sich dieser schreckliche Fall begeben, und andern, so darum Wissen haben, gründliche Erfahrung nehmen, sonderlich ob der tote Körper angezeigtermaßen im Brunnen gefunden und was sein Anliegen oder die Ursach solch erbärmlichen Falls mocht gewesen sein.

Bürgermeister und Rat zu Schwäbischwörth bestätigten die Glaubhaftigkeit der Geschichte, wie Ihre fürstliche Gnaden durch dero Richter zum Haag schriftlich berichtet worden, mit folgenden ratsherrlichen Argumenten: „Und ist deswegen leider keine andere Vermutung denn daß bemeldter Härtl durch den bösen Geist — davor der Allmächtige uns jederzeit gnädiglich behüten wolle — zum Fenster ausgeführt und im Rohrbrunnen ertränkt sei worden. Denn dieweil solch Fenster in der Breite oder Weite nicht mehr als 10 Zoll eines Werkschuhs und in der Höhe 15 Zoll hat, ist's nicht wohl möglich, daß vermeldeter Jörg Härtl sich selbst hätt' mögen unbeschädigt hinausbegeben. Daneben zeigt der Hausknecht in der Herberg beständig an, als er dazumal dem Wolfen Steingruber im Fußstapfen mit einem Licht nachgelaufen und den toten Körper übers Brunnenwasser gezogen, hab derselbe einen arg roten Nacken gehabt, vermutlich von einem starken Griff herrührend, zumal der Kopf oben gar bloß an Haaren gewesen; wie denn die Donauwörther, als sie am Morgen den Röhrbrunnen ausräumten, noch eine große Haarlocke gefunden."

Das Schreiben des Rates von Donauwörth an den Herzog war schon unterwegs, als von diesem die Anfrage, „ob der Geist ihn also durchs Fenster ausgeführt und in den Brunnen geworfen" erneut gestellt wurde, da des Besessenen Verwandtschaft wegen seiner Hinterlassenschaft etliche Male beim Herzog nachgesucht. So hatte sich des Jörgen Vater an den Fürsten gewandt, um Gottes willen das Vorbringen eines altersschwachen, betrübten Mannes anzuhören: Weil sein Jörg nicht in Verzweiflung und Anfechtung sich selbst den greulichen Tod getan, sondern durch den Bösen Feind, der täglich herumgeht und sucht, wen er verschlingen könne, uns arme, schwache Christenmenschen mit allerlei listigen Anschlägen heimsucht und leider viele zu Fall bringt, elendiglich verderbt und umgebracht worden, jedoch in seinem ganzen Leben eines gottesfürchtigen Lebenswandels gelebt, deshalb bittet er, ihm des Sohnes Spargroschen als Notpfennig ins Alter folgen zu lassen.

Und nun zeigt der Leibhaftige seinen Pferdefuß, die Teufelsgeschichte ihre lustige Kehrseite. Zu wiederholten Malen tagten und berieten in München des Herzogs Hofräte, der Marschall, der Schellenberger, Schwappach, Hundt, Preysing, Dechant Neuchinger und der Rentmeister über den Fall. Hatte der Jörg sich selbst ums Leben gebracht, so war sein Hab und Gut dem Landesherrn verfallen. Aber so! Ihn hatte der Teufel geholt. Dagegen war niemand gefeit. Und von einem, den der Teufel geholt, wollte ihr Fürst und Herr gewißlich nichts haben.

Der Hofratsbeschluß vom 17. Juli 1567 entschied die strittige Rechtsfrage, in Bedenkung, daß der Jörg sich nicht selbst ums Leben gebracht, zugunsten seiner nächsten Verwandten. Und unterm 5. August erging des Herzogs Albrecht persönlicher Befehl an den Landrichter zum Haag, der die Verlassenschaft in Verhör gehalten, sie diesen ohne Entgelt und Verzug auszuantworten, „derwegen wir bei seiner Verlassung nichts zu suchen gedenken".

Das Frühbeet.

Von Siegfried v. Vegesack.

Nun zieht schon aus des Stalles finstrer Höhle
Der alte Gaul den dampfend fetten Mist,
Der voller Fruchtbarkeit und Säfte ist,
Daß er der jungen Erde sich vermähle.

Auf daß des Himmel Segen auch nicht fehle,
Erbaut der Gärtner mit erprobter List
Aus vielen kleinen Gläsern ein Gerüst,
Durch das die Sonne beide sanft beseele.

Noch ruht das braune, abgestorbne Gras,
Doch unterm feucht beperlten, warmen Glas
Regt sich schon leises Ahnen tief im Dunkeln:

Vom ersten Keimen der verborgnen Saat,
Von jungen Gurken, schwellendem Salat
Und von Radieschenköpfen und Ranunkeln.

Fabeln.

Von Julius Kreis.

1. Die Weltanschauung.

Als der junge Hase in das Alter kam, in dem sich seinesgleichen die erste Weltanschauung zulegt, da sagte er: „Es gibt noch höhere Ideale als den Krautacker! Wir müssen uns vor allem frei machen von der ererbten, entnervenden Furcht vor Jäger und Hund." Und in der Hasenversammlung tat er eine große Rede und empfahl Zielbewußtsein und Unerschrockenheit. „Los von allem Atavismus! Wir Hasen sind freie, unerschrockene Geister!" Stolz machte er sich auf den Heimweg über die Äcker. Ja, nun sollte ihm nur ein Hund in die Quere kommen! . . . . Da erhob sich plötzlich ein arger Wind und — klapp — klapp — klapp — rührte sich die Scheuche im Krautacker. — Wie da der Hase lief!

2. Pädagogik.

Die Henne hatte — o Jammer — mit ihren Küchlein junge Entchen ausgebrütet. Und weil sie eine moderne, kluge Frau war, die viel gelesen hatte, so wußte sie auch, daß man beim Erziehungswerk auf die Individualität eingehen müsse. Sie beschloß also, das liegt nun einmal in der Natur ihrer Stiefkinder, den Entchen Schwimmunterricht zu geben. Sie ging mit ihnen an den Teich und begann: „Paragraph 1: Beim Schwimmen kommen zwei Dinge in Betracht: a) die Flüssigkeit, b) der schwimmende Körper. Paragraph 2: Nach dem Archimedischen Prinzip . . ." Himmel, wo waren denn die Entchen auf einmal? Die gondelten ja mitten im Teich herum. „Raus da!" rief die Henne gebieterisch, „ihr werdet das Schwimmen nie lernen, wenn ihr beim Unterricht so wenig aufmerkt! Niemals!"

3. Der Vermittler.

Zwei Wölfe waren um ein junges Schaf in Streit geraten und hingen sich an der Kehle. Als sie allmählich müde wurden, trug sich der Fuchs als Vermittler an.

„Meine Herren", sagte er, „ich denke, es ist am besten, wir stellen den Status quo ante her" — packte das Lamm und schlug sich in die Bülche.

4. Verachtet mir den Meister nicht!

Pegasus lag im Sterben. „Unterernährung", sagte der Kranich, der Arzt, „keine Hoffnung mehr!" und ging von dannen.

Der Ochse stand breit und fett in seinem Kleeacker und hatte das Maul voll Futter, als er von dem Fall hörte. „Übermittelt Sie dem Ärmsten mein wärmstes Beileid", sagte er wiederkauend zum Kranich, „er hat mich so oft durch seine Dichtungen erfreut . . ."

5. Die Individuellen.

Sechs alte Raben fanden sich in einem großen Wald zusammen und gründeten einen Gesangverein. Sie krächzten, jeder nach seiner Art, bald einzeln, bald im Chor, und dünkten sich große Meister und Künstler. Da kam eines Abends die Nachtigall und bat, vor den sechs Gestrengen ein Liedlein singen zu dürfen. Es wurde ihr gewährt, und sie sang. — Die Raben schüttelten allesamt die Köpfe und seufzten dann tief.

Die Nachtigall hatte geendet. — Da trat der älteste von den Sechsen auf sie zu und sagte ihr mit herzlichen, mitleidsvollen Worten: „Wie schade, daß du nicht krächzen kannst!"

6. Die Auszeichnung.

Der Ochse ward zum König der Tiere, zum Löwen, zu Gaste geladen und reichlich bewirtet, mit Ehren und Orden überhäuft. Und so ging das jeden Tag. Der Ochse war stärkster Gast an der Hoftafel. Das bemerkten die Hofleute mit scheelen Augen, und sie ärgerten sich baß darüber. — Da sagte denn der Bär, ein Herz, trat zum König und brummte ehrfürchtig: „Majestät, warum zeichnest du den Ochsen, diesen Vieheser, in der Weise aus — warum ladst du ihn täglich zu Gaste, warum?" — Da lächelte der König und neigte sich zu des Bären Ohr herab: „Im Vertrauen gesagt, mein Lieber, damit er rechtschaffen fett wird, bis wir ihn fressen."

Paul Fertig.

Von Iwan Wasow.

Alle in Hissaria kannten ihn.

Er ging neuankommenden Gästen bis zu dem alten römischen Festungstor entgegen und begrüßte sie freudig mit Sprüngen und lustigen Witzen. Er belustigte sie auch nachher, so gut er konnte. Darum kannten alle Paul Fertig, mochten ihn gut leiden und gaben ihm Trinkgeld.

Paul Fertig war ein achtzehn- oder zwanzigjähriger Jüngling. Er war schwachsinnig, halb verrückt, unschädlich, immer im Schuß, oftmals witzig und stets vergnügt. Sein abgerissener Anzug und sein ganzes Aussehen erweckten Mitleid.

In seinem ungewaschenen, schmalen Gesicht glänzten zwei große schwarze Augen, in denen beständig der Ausdruck einer durch nichts begründeten Freude lag. Er war vergnügt ohne alle Ursache, zu Scherzen aufgelegt, stets bereit, etwas Eigenartiges, Unerwartetes, Dummes oder sehr Tiefes zu sagen; stets bereit zu allen Dienstleistungen, mochten sie sein welcher Art sie wollten, stets aufmerksam, wenn man seiner bedurfte, stets bei der Hand, um eine Überraschung zu bereiten und zum Lachen zu bringen — ward er bald der Liebling der in Hissaria weilenden Badegäste. Sein knabenhaftes Geschwätz, seine wunderlichen Plaudereien, die oft eine beißende Ironie bargen, belustigten und gingen von Mund zu Mund, belebten die Zusammenkünfte und Unterhaltungen.

Paul Fertig stammte aus dem kleinen Städtchen S., wo er nur die Mutter, ein im tiefsten Elend lebendes Weib, besaß. Er hatte auch einen Bruder, der indessen verschollen war. Übrigens lebte Paul Fertig von den Trinkgeldern, die er für seine Sprünge und für die Belustigung der Badegäste erhielt. Er trug ihnen die Badewäsche, ging zu Fuß nach Karlow, um Besorgungen zu machen, begrüßte die Neuangekommenen und verabschiedete die Abreisenden; er lief, bediente, sang, schlug Purzelbäume, stand auf dem Kopf, und Nickelmünzen, halbe Frankenstücke und oft auch Franken fielen in seine Mütze.

Paul Fertig besaß die besondere Gabe, den Gang des Zuges nachzuahmen. Nachdem er „Fertig!" gerufen hatte, pfiff er durch die Finger und setzte sich in Bewegung, zuerst langsam, dann immer schneller, wobei er die Laute „Schuch-schuch, schuch-schuch", die das Schnaufen der Lokomotive nachmachen sollten, ausstieß. Alsdann wurde der Lauf und das Schnaufen allmählich geringer, und der Zug langte auf der Station an.

Kein Wagen mit Badegästen verließ Hissaria ohne Verabschiedung durch Paul, der im Augenblick, da sich die Pferde in Bewegung setzten, die Mütze den Abfahrenden hinhielt und seinen Lieblingsruf „Fertig!" schrie.

Dies zur Erklärung warum man Paul „Fertig" nannte.

Indessen, trotz der nie aufhörenden Trinkgelder, ging Paul immer abgerissen, barfüßig, hungrig und gab keinen Heller aus. Sein zerrissener Anzug war erbettelt, und den Hunger stillte er mit spärlichen Abfällen von fremden Tischen. Er schlief am Ende des Dorfes in einer Hütte, die aus Pfählen, Brettern, Blechstücken und Maisstauden hergerichtet war. Manchmal nächtigte er auch unter den Ladentüren, in einen zerrissenen Kittel eingehüllt, ohne Bedürfnisse, ohne Sorgen, abgemagert, schmutzig, zufrieden wie ein zynischer Philosoph.

Man wunderte sich über seine Sparsamkeit und sein Zigeunerleben. Manche dachten, daß er das Geld irgendwo einnähe oder in der Erde vergrabe — doch waren das nur Vermutungen. Für alle war es jedoch ein Rätsel, wo er es hintat.

Oftmals fragte man ihn danach.

„Fertig! Was machst du mit dem Geld? Hebst du es für deine zukünftige Frau auf? Wo steckst du's denn hin?"

„Dorthin! Zum Herrgott, schicke ich die Napoleons. Juchhe! es lebe das Schweizer Königreich! Fertig!"

Der Name Schweiz bildete für ihn den ganzen Vorrat seiner Kenntnisse der alt- und neuweltlichen Geographie. In seinem Kopfe war dieser Name eng verbunden mit dem Begriff alles dessen, was schön, edel und gelehrt ist in der Welt. Wenn irgend ein schönes Mädchen oder eine schöne Dame vorbeiging, rief er: „Eine echte Schweizerin! Ach, ach, wie schön sie sind!" was das Gesicht der Vorübergehenden erröten machte.

Auch ich hatte die Ehre, bei Paul gern gesehen zu sein, weshalb er auch mich einen Schweizer nannte. Er gab mir diesen Titel wenn er, an mir vorübergehend, die Mütze hinhielt. Doch oftmals, wenn er uns mit seinen Dummheiten und Torheiten belustigte, erfaßte mich das Gefühl unwillkürlicher Trauer. Dieser zwanzigjährige Junge, ein Narr, von der Natur geistig vernachlässigt, der Spott aller Faulenzer und Nichtsnutze, stand vor mir da wie ein schmerzliches, ungelöstes Rätsel, wie ein Vorwurf gegen die Heiterkeit, die das allergrößte Unglück, das die menschliche Seele treffen kann, hervorrief. Und diese arme, kranke Seele Pauls hatte ihr Gleichgewicht für immer verloren, da sie der Stütze, die der Verstand gibt, beraubt war, beraubt aller Lichtstrahlen, in Dunkel getaucht . . . Sie war nur fähig zu lachen und Gelächter hervorzurufen, das nicht einmal dem Mitleid erlaubte, sich zu offenbaren.

Fühlte er sich glücklich oder unglücklich?

Lebten in der Tiefe dieser Seele außer der unbewußten Neigung zu groben Scherzen, außer niedrigen Anzeichen tierischer Habsucht, lebten in ihr höhere, menschliche Gefühle? . . . Das war nicht zu erraten. Wahrscheinlich waren sie nicht vorhanden. War er sich der Lage, in der er sich befand, bewußt? . . . Litt er darunter? . . .

Es ereignete sich indessen etwas, was ein helles Licht auf diese rätselhafte Seele warf und Paul in meinen Augen hob. Einmal stand ich in der Tür eines Kaffeehauses und rauchte eine Papiros. Ich hatte die Augen auf altertümliche Mauern gerichtet, die am Himmel durch die Zeit zerrissene Umrisse hinzeichneten und von denen der Geist vergangener Zeitalter und ergrauten Altertums auf mich herabwehte.

Plötzlich hörte ich die lustige, lachende Stimme Pauls.

„Wen suchst du, Paul?"

„Dich aber ich sehe mich um, ob sich hier nicht noch ein zweiter befindet!"

„Warum?"

„Damit's keinen Dummkopf hier gibt."

„Fürchte dich nicht. Hier sind nur zwei Schweizer, du und ich", sagte ich lächelnd.

Paul fing an, in der inneren Brusttasche des abgerissenen Rockes etwas zu suchen.

„Kannst du französisch schreiben?" Und er streckte mir einen grauen Briefumschlag ohne Aufschrift entgegen.

„Was ist das für ein Brief?"

„Nach dem Schweizer Königreiche, Fertig!" und er vollführte einen Sprung.

Er reichte mir den Umschlag.

„Schreibe hier französisch den Namen meines Bruders."

„Gut; aber wohin soll der Brief gehen?"

„Nach dem Schweizer Königreiche. Der lahme Matin hat ihn inwendig geschrieben, aber außen kann er es nicht. Ein Krautkopf!"

„Ah, nach der Schweiz? Ist dein Bruder dort?" fragte

ich, und plötzlich wurde es mir klar, warum die Schweiz so hoch in Pauls armem Gehirn stand.

„In welcher Stadt?" fragte ich weiter.

„Schreib Freiburg!"

Ich erfüllte seinen Wunsch und schrieb die Adresse in französischer Sprache. Es wunderte mich, wie Paul sich dieselbe so gut merken und sie so gut aussprechen konnte.

„Ach, du bist ein echter Schweizer", lobte er mich.

„Was macht dein Bruder dort?"

„Na er lernt in der Schule."

„Was lernt er denn?"

„Doktor!"

„Das ist sehr gut."

„In diesem Jahre wird er Doktor und kommt dann zurück, um die Menschen gesund zu machen. Jeden Kranken wird er kurieren."

Darauf schlug er zwei Purzelbäume, erfaßte den Brief und wollte gehen.

„Warte, wohin läufst du?"

Er wies auf das gegenüberliegende Kaffeehaus. Auf einer Veranda saßen einige Damen und Herren.

„Ich muß hin, den Zug nach Philippopel abgehen zu lassen. Fertig!" Und sein bleiches Antlitz lächelte glücklich, und in seinen Augen glänzte freudige Ungeduld.

„Was schickst du deinem Bruder? Grüße?"

„Grüße! Aber Grüße allein taugen nichts."

„Und wer hilft deinem Bruder?"

„He!"

„Hat dein Bruder Geld?"

„Ach, woher denn!"

„Er hat vielleicht ein Stipendium bekommen?"

„Was ist das?"

„Gibt ihm der Staat Geld?"

„Der liebe Gott!"

„Wieso denn der liebe Gott?"

„Nicht der liebe Gott . . . aber es ist so, als ob . . .!"

Ich sah ihn erstaunt an, und er rief: „Fertig!"

„Paul, warum antwortest du nicht vernünftig, warum stellst du dich so dumm?" schalt ich denn.

„Habe ich es dir nicht gesagt? . . . Fertig . . . Fertig! Schuch-schuch, schuch-schuch!"

Und er lief zu der gegenübersitzenden Gesellschaft.

Abends traf ich mit dem Kaufmann Matin, einem Verwandten Pauls zusammen. Ich fragte ihn, ob er das verdrehte Gerede Pauls richtig verstanden habe. Zuerst wollte Matin nicht mit der Sprache heraus, schließlich gab er mir Aufklärung:

„Er wird böse sein, denn er hat mir aufgetragen, das Geheimnis zu bewahren, um seinem Bruder keine Schande zu machen, aber Ihnen werde ich's sagen. Um die Wahrheit zu gestehen, unterhält er den Bruder schon zwei Jahre von der Bettelei, wie Sie sehen. Der ältere Bruder hatte anfänglich Geld gehabt, aber es hat sich erschöpft, und er hätte das Studieren unterbrechen müssen. Als Paul das erfuhr, sagte er: „So darf es nicht sein! Er muß vollenden, was er angefangen!" Er gibt keinen Heller aus, alles schickt er hin. Er plagt sich, springt von früh bis spät, und alles nur darum, um aus dem Bruder einen Menschen zu machen. Brüderliche Liebe, Herr! Ein Narr, aber weit gewissenhafter als jene, die das vollkommene Bewußtsein ihrer Pflichten haben."

Diese Worte Matins wurden übertäubt von lautem Bravoklatschen und Gelächter, das aus dem anstoßenden Kaffeehause drang, wo Paul tolle Purzelbäume schlug und auf den Händen, die nackten Füße nach oben, herumging.

Frauen-Zeitung

Die junge Frau von 40 Jahren. „Laßt uns die Gegenwart nicht schmähen; sie ist nicht so schwarz, wie sie unsere Politiker malen. So hat sie z. B. unserer Jugendzeit wenigstens 20 Jahre zugefügt", so schreibt der englische Psychologe James Douglas in einem Aufsatz, in dem er die interessante Veränderung der Anschauungen über das Alter im letzten halben Jahrhundert beleuchtet. „Vor einem halben Jahrhundert war ein Mann von 40 schon im „Mittelalter", eine Frau von 40 war „ältlich". Es sind kaum hundert Jahre her, daß Balzac die „Frau von 30 Jahren" für den Liebesroman entdeckte, als dessen Heldinnen man früher nur die 20jährigen anerkannt hatte. Heute würde jede Frau von 30 Jahren mit Entrüstung die Annahme zurückweisen, daß sie nicht mehr der Liebe fähig wäre und fähig, Liebe zu erwecken. Kein Mann hält sich heute für alt, wenn er 60 Jahre zählt, und Frauen wollen auf ihre Jugend selbst in diesem Alter noch nicht verzichten. Der Kampf um die Jugend beginnt heute selten vor 40 Jahren, während im 19. Jahrhundert die Frau schon mit 40 Jahren sich in diesem Kampf für besiegt erklärte und in die Reihe der Matronen eintrat. Die Frau von heute weiß, daß sie mit den wachsenden Jahren neue Schönheiten und neue Reize erhält, die sie nur genügend pflegen und hervorkehren muß. Sie wird nicht daran denken, mit den jüngeren Jahrgängen in Wettbewerb zu treten, sondern die ihrem Alter gemäßen Reize entfalten. Sie hat in den früheren Jahrzehnten ihres Lebens Erfahrung und Wissen erworben. Sie versteht die schwierige Kunst, wie man geht, wie man spricht, wie man seine Toilette trägt, wie man sich den Hut aufsetzt, wie man ißt, trinkt und tanzt und wie man die Männer durch andere Dinge fesselt als durch jene Äußerlichkeiten, mit denen Backfische und junge Frauen vorübergehend Erfolg haben mögen. Die Frau bis zu 30 Jahren ist eigentlich nur der richtige Gefährte für junge Männer, die keine großen Ansprüche machen. Sie denkt zu viel an sich und spricht zu viel von sich, als daß sie einen reifen und klugen Mann auf die Dauer beschäftigen könnte. Mit 40 Jahren hat die Frau entdeckt, daß die Männer Verstand haben, daß sie nichts mehr fürchten, als gelangweilt zu werden, und wenn sie mit 40 Jahren nicht imstande ist, einen Mann gut zu unterhalten, dann hat sie die Lebensschlacht verloren. Mit 40 muß die Frau noch so jung sein, um über jede 20jährige den Sieg zu erfechten."

Gesellschaft und Mode

Kleider, an die sich Männer erinnern. Welche Toiletten machen auf die Männer den größten Eindruck? Diese Frage wird in einer englischen Frauenzeitschrift erörtert und festgestellt, daß die Herren zwar die weibliche Kleidung sehr streng beurteilen, aber meistens keine Einzelheiten einer Toilette anzugeben wissen, wenn sie gefragt werden. Die Kleider, an die sie sich am besten erinnern und die auf sie den größten Eindruck machen, sind in den seltensten Fällen diejenigen, die die Damen selbst bevorzugen. Sehr viele Frauen begehen den Fehler, zu glauben, daß sie am meisten im Abendkleid bewundert werden. Von allen Stunden des Tages erscheinen ihnen die Stunden nach dem Abendessen am wichtigsten, und deshalb entfalten sie am Ende des Tages die größte Pracht. Aber gerade für die große Toilette hat der Herr der Schöpfung am wenigsten Verständnis. Diese ärmellosen gradlinigen Gewänder erscheinen ihm bei allen Frauen gleich, und er erinnert sich viel eher an ein Promenadenkostüm, das irgend eine persönliche Note hat, als an die kostbarste Abendtoilette. Überhaupt ist die Gleichförmigkeit der Kleidung, die die Mode der Frauenwelt in immer höherem Maße vorschreibt, sehr wenig geeignet, die Erscheinung einer Dame für die Blicke des Mannes herauszuheben. Die Aufmerksamkeit und das Gedächtnis der Herren klammert sich meistens an Einzelheiten, die die Frau viel zu wenig berücksichtigt. Sie hätte aber allen Grund dazu, mehr auf die Urteile der Männer zu achten, denn diese haben — im Gegensatz zu der allgemeinen Anschauung der Frauen, daß Herren von Damenkleidung nichts verstehen — ein sehr gutes Gefühl für das, was der Frau steht. Sie sind auch von den Geboten der Mode, denen die Frau durch den Einfluß der Schneiderin und Putzmacherin so leicht unterliegt, nicht so abhängig und gehen mehr danach, was die Frau wirklich kleidet. Eine auffällige Tatsache ist es, daß die Männer fast ausnahmslos große Hüte bei Frauen bevorzugen und besonders die kleinen Glocken, die so tief ins Gesicht gehen, nicht leiden können.

Neue Bücher

* Agnes Schöbel: „Fräulein Durchlaucht". Ein Künstlerroman (Dom-Verlag, Berlin SW. 11.) In unserer von Düsternissen beschwerten Zeit mutet dieses Buch besonders erfreulich an, denn es ist erfüllt von Humor, einem feinen, phantastischen Schönheitssinn und den Wirklichkeitswerten des älteren Berlin sowie seiner großen Künstler. In prachtvoller Männlichkeit tritt Reinhold Begas auf, blutvoll und lebendig gezeichnet. Die Hauptpersonen umgibt eine Fülle wohlbekannter Gestalten aus dem älteren Berlin: Paul Meyerheim und Frau, Adolph Menzel, Hanse, Ludwig Pietsch, Oberst v. Goldammer und viele andere. Wir gewinnen Einblick in die Tanzschule Freising, in das Treiben einer jungen und einer älteren galanten Dame, in die humoristischen Zustände in einer Handwerkerfamilie. Das Ganze ist in gepflegtester Sprache geschrieben und besonders in seinem zweiten Teile außerordentlich spannend und anregend.

* Ernst Klein: „Das Gold im Meer". Roman. (Verlag Dr. Eysler u. Co., A.-G. in Berlin SW. 68.) Auf einer einsamen Schäreninsel sitzt Professor Christian Vollmer mit seiner Tochter und seinem Assistenten und schöpft vermittels seiner Erfindung Millionen und Millionen Gold aus dem Meere. In seinen Depots häuft er die gleißenden Barren auf, nicht um sich und den Seinen unerschöpfliche Reichtümer zu schaffen, sondern um mit diesem Golde die Welt zu befreien. Vollmer plant nichts anderes, als das Gold, das er in solch unerhörten Mengen mit seinen Maschinen aus dem nassen Element bereitet, über die ganze Erde werfen und es auf diese Weise zum wertlosen Kieselstein zu machen. Die Reichen und Mächtigen erkennen in ihm den Feind, aber die Armen und Bedürftigen nicht den Freund. Sein Werk der Befreiung wird ins Gegenteil verkehrt und anstatt Erlösung bringt es nur unermeßliches Unheil über die Welt. Klein erzählt in schnellem Tempo, macht keine langen literarischen Stationen und stellt die Menschen hin, wie sie sind.

* Dr. Wilhelm Koppers: „Unter Feuerland-Indianern". Eine Forschungsreise zu den südlichsten Bewohnern der Erde mit M. Gusinde. Mit 74 Abbildungen auf Tafeln und im Text und 1 Karte. (Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.) Nicht die streng wissenschaftlichen Ergebnisse, sondern die allgemein interessierenden Entdeckungen werden in diesem Buch geboten, das von einer Forschungsreise in Gebiete berichtet, die äußerst selten von Europäern besucht werden und noch nie genauer erforscht wurden. So kann Koppers tiefste Einblicke in das Seelenleben eines wahren Urvolkes uns tun lassen; dies ist aber nur möglich dank des großen Vertrauens, das ihm dieser südlichste Indianerstamm, die Yagan, entgegenbrachte. Das erstaunlichste Ergebnis dieses Eindringens in urweltliches Denken, Tun und Treiben ist die Entdeckung eines ausgebildeten alten Eingottglaubens und einer altruistischen Sittenlehre, die auf einer so hohen Stufe steht, daß die Angehörigen der heutigen „Kulturvölker" vor diesem seit Darwins einseitigem Bericht als religionslos und kannibalisch verschrienenen „Naturvolk" beschämt die Augen senken müssen.

* „Bismarcks letzter Kampf". 1888—1898. Skizzen nach Akten von Otto Gradenwitz. (Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.) Die Skizzen sind der Tragödie Bismarcks gewidmet, die mit dem Tode des alten Kaisers anhebt und sich unter Wilhelm II. rapide entwickelt, dem Kampf des Reichsgründers gegen den neuen Herrn, diesem Kampf, der nach der Entlassung fortdauernd noch über das Grab hinaus währt. Ermöglicht wurden die Skizzen durch das Entgegenkommen der Archivverwaltungen des Reiches und einiger Länder, welche bisher unveröffentlichte Urkunden freigaben. Das Kaiserbillett an Bismarck vor der Entlassung — mit der Abschrift Bismarcks in Faksimile beigegeben — liefert eine dankbare Aufgabe für Graphologen und Psychologen.

* „Deutsche Predigten aus den Jahren vaterländischer Not". Von Oberhofprediger D. E. v. Dryander. Zusammengestellt von P. Lic. Grüneisen. (C. Ed. Müllers Verlag (Paul Seiler), Halle a. S.) Die Sammlungen von 27 Predigten ist bedeutsam als Zeugnis aus der deutschen evangelischen Kirche der Gegenwart, bedeutsam nicht zum wenigsten unter dem Gesichtspunkt der Beziehungen des evangelischen Deutschland zum Protestantismus des Auslandes.

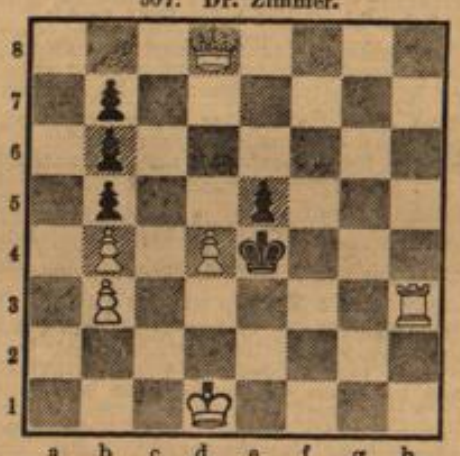
* Romain Rolland: „Mahatma Gandhi". (Rotapfel-Verlag, München.) Zögernd erheben viele Tausende von Menschen die Stirnen und blicken auf den einen Mann, dessen Tat und Leben, dessen Evangelium der heroischen Liebe so unendlich mehr bedeutet als den erfolgreichen Kampf Indiens gegen das britische Inselreich. Das Leben Gandhis gleicht erschütternd dem der großen Führer und Heilande der Menschheit. Auch Gandhi ließ die Welt und ihre Wirrnis. Aus einer reichen und angesehenen Umwelt stammend, verwirrte auch ihn die Eitelkeit der Welt, bis er alles abtat, was seine Schultern drückte und sich zu einem der Ärmsten des Volkes machte. Die Bekanntschaft mit diesem Manne vermittelt das erschütternde Buch Rollands.

Spiele und Rätsel

Schach.

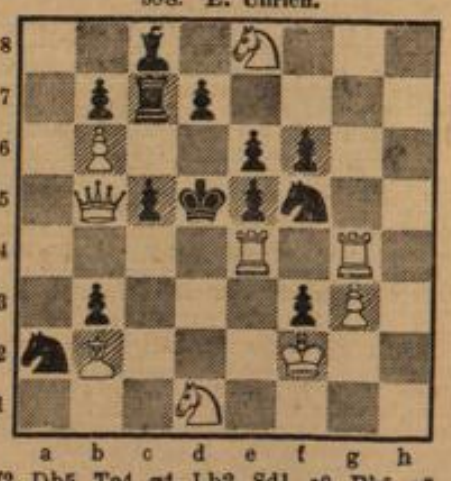
Bearbeitet von R. Wedeweiler.

507. Dr. Zimmer.



Weiß: Kd1, Dd8, Th3, Bb3, b4, d4;
Schwarz: Ke4, Bb5, b6, b7, e5.
Matt in 3 Zügen.

508. E. Ullrich.



Weiß: Kf2, Db5, Te4, g4, Lb2, Sd1, e8, Bb6, g3;
Schwarz: Kd5, Tc7, Lc8, Sa2, f5, Bb3, b7, c5, d7, e5, e6, f3, f6.
Matt in 2 Zügen.

507, 508. Aus einem Problemturnier des Sächsischen Schachbundes „zur Pflege des bisher sehr vernachlässigten Kunstschachs". Nur Bundesmitglieder beteiligten sich daran, überraschend zahlreich und mit gutem Erfolg. Die beiden Nummern wurden mit dem ersten Preis ausgezeichnet. 507. Nach Form und Inhalt ein gutes Stück. 508. Ein ganz moderner Zweizüger in anglo-amerikanischem Stil, wie er heute so beliebt ist. Zugzwang; nicht allzuschwer.

Laskers Frau und Laskers Traum.

Erst 1911 vermählte sich der Weltmeister mit der Berliner Schriftstellerin L. Marco, geb. Bamberger. Lasker fand in ihr eine Ergänzung seiner Wesensart, eine Förderin seiner Ideen, eine treue Begleiterin in Glücks- und Unglückstagen; also seine beste Partie. Sie plauderte dieser Tage im Berl. Tageblatt in so launiger, herzlicher und unparteilicher Weise über die Newyorker Turnierteilnehmer, daß man glaubt, sie sei dabeigewesen. Aber nein, denn erstlich ist der Glaube an ihr „Talismantalent" mitsamt der Weltmeisterwürde ihres Gatten damals, in Habana 1921, „in den Ozean versunken", und zweitens, es fehlte, was jetzt fast jedem ehrlichen Deutschen fehlt, und was Lasker erst im heißen Kampf neben Ehre und Ruhm erringen wollte, das Geld. „Ob ich den ersten Preis gewinnen werde, weiß ich nicht, daß ich aber gutes Schach spielen und dir keine Schande machen werde, — das weiß ich." Das waren die Abschiedsworte des Altweltmeisters an seine Frau; er hat glänzend Wort gehalten. — Und Laskers Traum? Eine närrische Kleinigkeit aus einem okkultistisch gefärbten Schachtraumartikel früherer Jahre. Also: Auf des Weltmeisters Nasenspitze saß plötzlich ein Springer und bot seinem rechten Auge Schach! dem andern Gardez! Der Schrecken, ein Auge verlieren zu müssen, und die Befriedigung, eins zu behalten, hielten sich die Wagschale, bis das Erwachen dem Schachspuk ein Ende machte. Lasker hat den spaßigen Traum nachher erzählt, und so kam er in die Schachgeschichte und in die Schachspalte.

Drei Miniaturpartien.

235. Gespielt in Baltimore 1908.
Weiß: Feed; Schwarz: Delmar.

1. d4, f5; 2. Lg5, h6; 3. Lh4, g5; 4. Lg3, f4; 5. e3! h5; 6. Ld3, Th6? 7. D×h5+, T×h5; 8. Lg6‡.

236. Gespielt in Ostende 1907.
Weiß: Dr. Perlis; Schwarz: Dr. Tartakower.

1. e4, c5; 2. c3, d5; 3. e×d5; D×d5; 4. d4, c×d4; 5. c×d4, Sc6; 6. Sf3, Lg4; 7. Le2, e6; 8. Sc3, Da5; 9. 0—0, Sf6; 10. Se5, L×e2! 11. S×c6, D×c3! Weiß gibt auf.

237. Gespielt in Wiesbaden 1924.
Weiß: H.; Schwarz: B.

1. e4, e5; 2. f4, d5; 3. e×d5, e4; 4. Sc3, Sf6; 5. d3, Lb4; 6. Ld2, L×S; 7. L×L, e3; 8. b3, D×d5; 9. Le2? D×g2; 10. Sf3?? Df2‡.

Lösungen.

500. 1. Ta7, Te8 (am besten); 2. d7, Td8; 3. d6, T×d6; 4. Ta8‡. — **501.** Lg4. — **502.** Lg4. — **503.** Das arme schwarze Roß kann nicht mehr aus dem Stall, selbst a6, Ke2; a×b5, a×b5 bleibt die Absperrung bestehen. Jeder andere Zug verliert durch das Abzugsschach den Turm; nur Kf7 scheint etwas zu versprechen. Aber dann Te5+ gewinnt den Be4 und damit ist auch das Uebergewicht des weißen Spiels sichergestellt. Aufgeben ist also Vernunft. — **504.** Db1. — Löserliste: Die Herren F. S., M. N., A. St. zu allem, K. F. (500). Das Schachbuch fiel Herrn A. St. zu.

Rätsel.

Bilder-Rätsel.

Namen-Rätsel.

Aus nachstehendem Namen eines Gastwirtes ist durch Umstellung der Buchstaben dessen berühmte Spezialität auf kulinarischem Gebiete zu ersehen: Ernst Abänge.

Rätsel-Distichon.

Suche mich unter der Zahl des hohen Olympos,
Aber mit anderem Kopf bin ich bekannt dir als Stadt.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 101:

Bilder-Rätsel: Des einen Leid ist des andern Freud'. — **Magisches Buchstaben-Quadrat:** Tiger, Idria, Grant, einst, Ratte. — **Scherz-Buchstabenrätsel:** OVID.

Richtige Lösungen sandten ein: Berta Gutbrod, A. G., Karichen Misnich, sämtlich aus Wiesbaden; Otto Präckel aus Hahn i. T.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenbergschen Buchdruckerei in Wiesbaden.